

Die Schauspielerin Miriam Maertens hat
jahrzehntelang eine schwere Krankheit verheimlicht.
Doch jetzt will sie sich nicht mehr verstellen

D I E
O L L
R E
I H R E S
L E B E N S

Man sieht sie nicht, aber man hört sie: Die neue Lunge von
Miriam Maertens hat ihre Stimme tiefer gemacht.



D

Die Momente, in denen sich alles verändert, sind oft banal. Juni 2012, die Schauspielerin Miriam Maertens geht in einem Berliner Hotelzimmer ihre Rolle durch, Alltag in ihrem Beruf. Sie guckt hinunter auf das Deutsche Theater, in dem sie am nächsten Abend für ein Gastspiel auf der Bühne stehen soll, auf das helle Gebäude, die Leute auf dem Vorplatz, da klingelt ihr Handy. »Machen Sie sich fertig«, sagt eine Stimme. »Wir haben ein passendes Organ für Sie.«

Dreißig Minuten hat sie, um mit ihrem alten Leben abzuschließen. Ein Leben mit einer kaputten Lunge. Ein Leben aber auch, das ausgefüllt ist mit Arbeit und Freundschaften, in dem sie ein Kind aufzieht und alle glauben, sie wäre eine Frau wie jede andere. Maertens rafft ihre Sachen zusammen, ruft ihren Lebensgefährten an, ihre Brüder, das Theater. Dann wartet sie darauf, dass sie zum Flughafen gebracht wird und von dort nach München ins Klinikum Großhadern, wo man ihre Lunge heraus-schneiden und eine neue einpflanzen wird. Ab jetzt, denkt sie, liegt nichts mehr in meiner Hand.

Fünf Jahre später, Spätsommer 2017. Miriam Maertens ist auf Sylt, wo ihr Lebensgefährte wohnt, und läuft barfuß einen Strand entlang. Genau dort, wo die Wellen auf den Strand schlagen und die Brandung weiß schäumt. Sie macht das so, seit sie ein Kind ist, die Ärzte haben ihr das eingebläut: Immer den weißen Schaum entlanglaufen. Weil die Luft dort am besten ist. Die Luft, die sie zum Überleben brauchte.

Es grenzt an ein Wunder, dass Miriam hier ist, dass sie überhaupt am Leben ist. Sie hat Mukoviszidose, eine unheilbare Erbkrankheit, die im Körper zähen Schleim bildet. Der Schleim füllt die

Lunge, bis man nach und nach daran erstickt. In Deutschland sind 8000 Menschen davon betroffen, 200 Kinder werden jedes Jahr mit der Krankheit geboren. Als Maertens ein Säugling war, sagten die Ärzte zu ihrer Mutter: Die wird höchstens fünf Jahre alt, am besten geben Sie das Kind gleich in ein Pflegeheim. Später hieß es, sie könne vielleicht 15 werden. Die heutige Medizin ist so weit, dass die Lebenserwartung bei maximal dreißig Jahren liegt. Miriam Maertens ist jetzt 47 und hüpfert mit großen Schritten über die weißen Schaumkronen. Als wolle sie zeigen, wie man dem Tod von der Schippe springt.

Miriam Maertens erzählt diese Geschichte zum ersten Mal. Sie ist eine bekannte Theaterschauspielerin, sie hat auf großen Bühnen gestanden, am Hamburger Thalia Theater und der Berliner Schaubühne, seit etlichen Jahren ist sie am Schauspielhaus Zürich engagiert. Die meisten haben ihr Gesicht schon einmal gesehen. Zumindest in dem berühmten Spot gegen Raubkopierer, in dem eine Mutter mit ihren Kindern *Happy Birthday* zu einer Gefängnismauer brüllt, hinter der sich der Familienvater wegen illegal verbreiteter Filme befindet. Maertens bewegt nur leicht den Mund dabei, wegen ihrer verstopften Lunge konnte sie nicht singen und schon gar nicht schreien. Man merkt das aber nur, wenn man es weiß. Und es wusste kaum jemand, nur ihre Ärzte, die Familie und die engsten Freunde. Miriam Maertens hat ihre Krankheit jahrzehntelang verheimlicht.

Warum? Und wie verläuft ein Leben, das es aus medizinischer Sicht gar nicht geben kann? Wie lebt man gegen jede Wahrscheinlichkeit?

Der Wind auf Sylt bläst so stark, dass man kaum dagegen ankommt. Miriam Maertens trägt ein dünnes Kleid, als könne ihr das Wetter nichts anhaben, und guckt den Kite-Surfern zu, die sich in den Himmel tragen lassen. Seit Jahrzehnten verbringt Maertens ihren Sommer auf Sylt, an der Luft, die so kalt und salzig ist, als ströme sie aus einem Inhaliergerät. Mit ihrer neuen Lunge brauche sie das alles eigentlich nicht mehr, sagt Maertens, »die Ärzte sagen, das ist ein Spitzenorgan«. Sie selbst nennt den fremden Teil in ihrem Körper oft ihren »neuen Freund«. Es klingt euphorisch. Dass sie jetzt atmet wie andere Men-

schen. Dass ihre Gesundheit nicht nur gespielt ist.

Maertens hat eine tiefe Stimme, die nicht zu ihrer zarten, fast mädchenhaften Erscheinung passt. Sie erzählt viel, man merkt, dass etwas raus will. Die Kindheitsjahre. Schon damals wird ihr bewusst, dass mit ihrem Körper etwas nicht stimmt, »dass ich, um überhaupt leben zu können, gegen etwas anrennen muss«. Wenn sie atmet, knistert es, es fühlt sich an, als würde ihr von innen die Luft abgeschnürt. Nachts brennt ihre Brust oft so sehr, dass die Eltern mit ihr in die Notaufnahme müssen. Sie ist blass, klein und ständig krank, jeder Keim ist eine Gefahr, jeder Schnupfen kann sie töten. Atmen kann Maertens nur, weil sie sich alle sieben Stunden an ein Inhaliergerät setzt und den Schleim aus ihrer Lunge hustet. Einatmen, husten, ausspucken. Beim Aufstehen, nach der Schule, vor dem Schlafengehen, manchmal nachts.

Maertens' Jugend besteht aus lauter Dingen, die ihre Freunde tun dürfen, sie aber nicht: schwimmen, rennen, Fahrrad fahren, reiten, tanzen, barfuß laufen, sich dünn anziehen, auf Klassenfahrt gehen. Und aus den Dingen, die sie tun muss: Antibiotika schlucken, sich Infusionen legen lassen, inhalieren, den Schleim abhusten, damit er sich nicht in der Lunge festsetzt. Und über allem steht die Frage: Wie lange noch?

Ohne die Frage, wie man mit dem Tod vor Augen lebt, gäbe es keine Religion und keine Kunst. Sie beschäftigt Ärzte, Therapeuten, Psychologen, Selbsthilfegruppen, und je nachdem, wen man fragt, lautet die Antwort: das Schicksal annehmen oder dagegen ankämpfen, sich dem Glauben zuwenden oder ganz normal weiterleben, nach vorne schauen oder doch mit allem abschließen. Als der Schriftsteller Wolfgang Herrndorf an einem bösartigen Gehirntumor erkrankte, zog er sich zurück auf Inseln alltäglichen Glücks, Spaziergänge im Wald, das Gefühl von Seewasser auf der Haut. Der Regisseur Christoph Schlingensiefel schöpfte aus der Angst vor seinem Lungenkrebs die Energie, sich in immer spektakuläreren Produktionen mit dem Menschsein und der eigenen Vergänglichkeit zu beschäftigen.

Miriam Maertens beschließt, einfach die Dinge zu tun, die alle anderen tun. So zu leben, als hätte sie die Krankheit

Miriam Maertens

wurde 1970 in eine Theaterfamilie hineingeboren. Die Schauspieler Kai und Michael Maertens sind ihre Brüder, Peter Maertens ist ihr Vater.



**IHRE TRAUMROLLE:
LADY MACBETH
- WEIL SIE IM
MACHTSPIEL DER
MÄNNER IHREN
EIGENEN PLAN
VERFOLGT.**



Fledermaus

Früher war Singen ausgeschlossen, ab nächstem Frühjahr wird Miriam Maertens täglich für eine Operette proben: Ab Juni 2018 ist sie in Zürich in der *Fledermaus* zu sehen.



Samuel Koch

Der Mann, der in *Wetten, dass..?* beim Stunt über ein fahrendes Auto stürzte, fasziniert sie. Mit ihrer Krankheit in die Öffentlichkeit zu treten hat Maertens lange vermieden. Kochs Energie trotz Querschnittslähmung beeindruckt sie.



REISEN

Zu den Dingen, die Maertens nachholen will, gehören weite Reisen. Seit sie den Film *Lion - Der lange Weg nach Hause* über einen Inder sah, der als Kind verloren ging und Jahrzehnte später seine Mutter wiederfand, zieht es sie nach Indien.



gar nicht. Ihr Doppelleben endet erst, als in ihrem Berliner Hotelzimmer das Handy klingelt, das nur Leute bekommen, die auf einer Warteliste für eine Organspende stehen. Und Miriam Maertens denkt: Jetzt gehe ich in ein Duell mit dem Tod.

Die Familie Maertens ist eine alteingesessene Theaterfamilie aus Hamburg. Großvater Willy war Intendant am Thalia Theater, der Vater und die beiden älteren Brüder spielen. Alles dreht sich um Rollen, Premieren, Auftritte. Wer aus einer solchen Familie kommt, wächst damit auf, dass Spielen ein Teil des Lebens ist. Einmal hat es schon Leben gerettet: Die jüdische Großmutter, ebenfalls Schauspielerin, entging der Deportation, weil die Familie den Behörden vormachen konnte, sie wäre das uneheliche Kind eines preußischen Offiziers.

Miriam Maertens' Krankheit beherrscht die Familie, schweißt sie aber auch zusammen. Wie eine Produktion, die man gemeinsam über die Bühne bringen muss. Die Eltern fahren mit ihr durch das halbe Land, um Ärzte zu konsultieren und neue Therapien auszuprobieren. Ihr Bruder Michael Maertens ist bei ihr im Krankenhaus, wischt ihr Erbrochenes auf, wenn sie es nicht auf Klo schafft. Er singt und spielt mit ihr, im Heimkeller üben sie, wie man Lachkrämpfe bekommt. Damals kann sie ihre Krankheit noch nicht verbergen, in der Schule wissen alle, dass sie sich nicht anstrengen darf. Maertens versucht trotzdem zu tun, was alle tun. Als sie einmal unbedingt eine Klassenreise mitmachen will, begleitet sie kurzerhand ihr Bruder Michael. Inhaliert mit ihr, klopft ihr den Schleim ab, tut so, als wäre das vollkommen normal.

Ihre Brüder hätten ihr als Kind »eine Welt eröffnet«, sagt Miriam Maertens. Ihr Vater Peter Maertens erzählt eine typische Geschichte aus der Familie: Miriam liegt im Krankenhaus, mit Sauerstoffschläuchen in der Nase. Da kommt ihr Bruder Kai zu Besuch und geht mit ihr zum Krankenhaus-Kiosk, Zigaretten holen. »Als halbe Leiche geht sie da hin und sagt: Ich hätte gerne zwanzig Gauloises.«

Die Brüder bekommen erste Rollen, die Schwester will ebenfalls spielen. »Theaterluft schnuppern«, wie das immer so schön heißt, ist wahrscheinlich die schlechteste Idee, wenn man an einer



einer Infusion im Arm. Bevor sie aufs Set geht, zieht sie die Nadel heraus und wischt das Blut mit einem Tupfer ab. »Als Schauspieler behauptet man ja immer etwas. Mein Trick war es, zu behaupten, dass etwas nicht so ist.« Bis ihr das doppelte Spiel in *Fleisch und Blut* übergeht. Die Rolle der Gesunden wird ihre Hauptrolle.

Eine Szene aus Max Frischs *Stiller* hat sich ihr eingeprägt. Da fragt ein Mann seine tuberkulosekranke Frau, warum sie sich ihrem Leiden ergebe, nicht gesund werden wolle. »Damit du dich nicht mit gesunden Frauen zu messen hattest?« Miriam Maertens will genau das: normal sein, keine Schwäche zeigen, bloß kein Mitleid. Sie erinnert sich gut an ihre Kindheit, an diesen Jungen in ihrem Viertel, der immer verkümmert und blass an der Ampel stand, und alle raunten sich zu: Der hat Mukoviszidose. »Das wollte ich nie«, sagt sie. Nicht als Kranke abgestempelt werden, als die Frau, bei der man erst an eine kaputte Lunge denkt und dann lange an nichts. Und die Angst und die Gedanken an den Tod verdrängen, das wollte sie wahrscheinlich auch.

Maertens erzählt das alles im Plauderton, so, als ginge es darum, ein paar Kilo abzunehmen. Nie vermittelt sie das Gefühl einer existenziellen Bedrohung. Sie lacht viel, redet gern mit verstellter Stimme. 2004 wurde sie einem Interview gefragt, was sie in ihrem Leben schwierig finde. In einer Familie von berühmten Schauspielern aufzuwachsen, sagte sie. »Ich war dann immer die

schweren Lungenkrankheit leidet. Theaterluft ist trocken, verbraucht und voller Staub. Und man muss am Theater reden, schreien, singen, rennen, tanzen, herumspringen. Doch Maertens setzt sich durch. Sie bricht die Schule ab, besucht eine private Schauspielschule in Hamburg, mit zwanzig spielt sie Ophelia. Auf der Bühne kann sie endlich das sein, was sie will. »Man geht auf eine Reise und verschwindet für zwei Stunden in eine andere Welt.«

Sie spielt in kleinen und großen Häusern in Hamburg, Bern, Zürich. Meistens die komischen Rollen, das entspricht ihrem Naturell, »Komik liegt mir, Komik fasziniert mich«. Leicht ist es für sie nicht, ihren Beruf auszuüben. Sie

muss ja erst so viel vorspielen, bis sie überhaupt zum Spielen kommt. Vor jedem Vorsprechen inhaliert sie, damit keiner ihre Atemlosigkeit bemerkt, in den Probenpausen schluckt sie heimlich ihre Medikamente. Sie arbeitet freiberuflich, vorzugsweise in den Sommermonaten, wenn die Infektionsgefahr geringer ist. Mit dem Inhaliergerät im Koffer wohnt sie in Freiburg, Bonn oder Bern zur Untermiete. Nach der Probe am Vormittag geht sie inhalieren, »für ein paar Stunden den Sauerstoff-Akku laden«. Wenn es in der Kantine Mitternacht wird, verschwindet sie schnell nach Hause zum Atmen, wie Aschenputtel vom Ball. Zum Dreh für den Raubkopierer-Spot fährt sie im Auto mit

**ALS MIRIAM
MAERTENS
MIT ENDE
ZWANZIG EIN
KIND WILL,
FRAGEN DIE
ÄRZTE, WIE SIE
SICH DAS
VORSTELLE**

Tochter oder die Schwester von jemand.«

Man muss schon mit ihrem Arzt, Hinrich Karsten Harms, sprechen, um die Dramatik zu begreifen. Harms hat in den Siebzigerjahren am Haunerschen Kinderspital in München ein Therapiezentrum für Mukoviszidose aufgebaut. Maertens kennt er, seit sie ein Kind ist, noch heute sind die beiden in Kontakt. Seine Klinik war ihre Rettung. Die Therapien, die seine mittlerweile verstorbene Frau Rose-Marie Bertele-Harms und er entwickelten, verlangten von der Elfjährigen das Gegenteil vom dem, was bis dahin üblich gewesen war. Sich nicht schonen, sondern sich fordern. An die Grenzen gehen, sehen, wie weit man kommt. Wenn Harms über die Zeit spricht, klingt er nicht nur wie ein Arzt, sondern auch wie jemand, der zum Glauben gefunden hat. »Wie der erste Schöpfungstag« sei es gewesen, als man erkannt habe, dass man den Tod von Kindern nicht hinnehmen muss, sondern durch bestimmte Therapien und Atemtechniken hinauszögern kann, »aus der Dunkelheit traten wir ins Licht«. Maertens habe das wie kaum jemand geschafft. Viele seiner Patienten seien »große Kämpfer« gewesen, die normal leben wollten, sagt Harms. Doch die Energie und Disziplin, mit der Maertens »ihr Doppelleben durchgezogen hat«, erstaunen ihn noch heute.

Hatte sie denn nie Angst? Sie habe schon ihre Momente gehabt, sagt Maertens. Nachts hatte sie Angst einzuschlafen, weil sie dachte, dann kommt der Tod. Aber sonst sei sie einfach egoistisch gewesen, »ich habe nicht viel weiter als an den nächsten Moment gedacht«.

Mit 27 hat sie einen festen Freund, und sie will ein Kind. Ihre vertrauten Ärzte raten ihr davon ab, die Lunge sei in einem katastrophalen Zustand. Wie sie sich das vorstelle, ein Kind bekommen, und vier Jahre später ist sie tot? Heute weiß Maertens, dass die Ärzte recht hatten mit dem, was sie sagten. Dass sie das Schicksal herausforderte, und nicht nur das eigene. Doch ihr Wunsch ist stärker. Sie will die Rolle, die für sie die wichtigste im Leben ist, die Mutterrolle.

Die Schwangerschaft verläuft wie bei einer gesunden Frau, das Baby wird per Kaiserschnitt geholt. Die Probleme kommen erst, als der Alltag einer jungen

Familie beginnt. Maertens steht nachts auf, und wenn sie nicht gerade stillt, muss sie den Schleim aus ihrer Lunge husten, die Krankheit ist durch die Geburt ja nicht verschwunden. Sie ist müde und erschöpft. Nach zweieinhalb Jahren trennt sie sich von ihrem Partner, bleibt allein mit dem Kind. Irgendwann wird ihr alles zu viel, sie bekommt gar keine Luft mehr. Seit damals wisse sie, wie sich das anfühlt, wenn der Tod nahe ist, sagt sie. Ein Ziehen sei das, als würde einen jemand packen und wegzerren wollen.

Wieder rettet sie ihre Disziplin. Im Krankenhaus läuft sie die Treppen hoch und runter, versucht zu singen, hält den Atem an, um die Lunge zu trainieren. Sie will kein Sauerstoffgerät tragen müssen, nicht als Kranke erkennbar sein. Als sie wieder einmal die Stufen hochschnauft, sagt eine Krankenhaupsychologin: »Na, wieder im Wettlauf gegen die Zeit?« Überhaupt die Krankenhäuser. Maertens sagt, sie habe irgendwann gelernt, auf ihren Körper zu hören, sich gegenüber Ärzten und Pflegekräften zu behaupten. Das sei auch ihr Rat an alle chronisch Kranken: die Kontrolle zu behalten über das, was mit einem geschehen soll. Doch sie sagt auch, wie dankbar sie der Schulmedizin ist, den Ärzten, die es ihr ermöglicht haben, »dass ich so großartig lebe, wie ich es heute tue«.

Auf Sylt kommt jetzt ihr Sohn Joshua angeschlurft. Er geht in Zürich zur Schule, gerade jobbt er auf Sylt in einer Eisdiele. Er ist 16, trägt Turnschuhe und Hoodie, wie viele Kinder kranker Eltern wirkt er älter und reifer. Maertens drückt ihn, beiläufig, damit er sich nicht blamiert fühlt. Aber es ist zu sehen, wie dankbar sie für diese Umarmung ist und für alle Umarmungen zuvor. Die beiden gehen auf ein Feuerwehrrasthaus. Auf der Feuerwache herrscht dichtes Gedränge, der Wind bläst noch immer, aus einem Lautsprecher dröhnt *Atemlos durch die Nacht*. Wie ist es, mit dem Wissen aufzuwachen, eine todkranke Mutter zu haben? Joshua zuckt mit den Achseln. Eine Zeit lang habe er sich aus Angst vor Keimen ständig zwanghaft die Hände gewaschen, sagt er. Aber eigentlich habe er seine Kindheit als normal empfunden. »Meine Mutter hat mir immer das Gefühl gegeben, dass sie sowieso alles schafft.«

Rundherum trinken und tanzen die Leute, Maertens guckt sich um, als versuche sie abzuschätzen, was noch

**NUR AUF
DEM SOFA
SITZEN KANN SIE
BIS HEUTE
NICHT. MORGENS
FRAGT SIE
NACH DEM PLAN
FÜR DEN TAG**

kommt. Sie könne das nicht, einfach irgendwo abhängen, auf dem Sofa sitzen. Jeden Morgen fragt sie ihren Freund: Was ist heute der Plan? »Seit meiner Kindheit habe ich ein anderes Zeitgefühl, ich weiß, dass Lebenszeit endlich ist.« Sie habe keine Wohnung gekauft, lege kein Geld zur Seite. Sie rechnet immer noch in Jahren, nicht in Jahrzehnten.

Im Jahr 2011 geht ihr schließlich die Luft aus. Seit mehreren Jahren hat sie ein Festengagement am Schauspielhaus Zürich, ihr nächstes Stück ist *Faust 1–3*, inszeniert von Dušan David Pařízek. Es ist keine gewöhnliche Aufführung. Goethes *Faust* ist verschränkt mit einem Text von Elfriede Jelinek über Josef Fritzl, der jahrzehntelang seine Tochter in einem Keller gefangen hielt, ohne Tageslicht und frische Luft. Ein Teil der Aufführung spielt in einem engen Keller unter der Bühne, der mit Schaumstoff ausgepolstert ist und an Gretchens Kerker erinnert. Für Maertens wird die Rolle ein riesiger Erfolg, so viel Beachtung hatte sie lange nicht. Schmal und blass sitzt sie mit ihren zwei Spielpartnerinnen im Verlies und verhandelt in Jelineks Worten, wie ihr die Luft zum Atmen abgeschnürt wird, die Kraft zum Leben abhanden kommt.

Maertens bekommt tatsächlich kaum noch Luft. Es ist Winter, die Luft im Theater staubtrocken. Sie wird krank, muss schwere Antibiotika nehmen, inzwischen inhaliert sie alle zwei Stunden.

**IM KRANKEN-
BETT KRITZELT
SIE EIN »W«.
IHRE FAMILIE
RÄT DURCH-
EINANDER,
WAS DAS
BEDEUTEN SOLL**

Sie schafft es kaum noch, die Straße hinter ihrem Haus hochzugehen, ihre Lippen und Finger laufen ständig blau an. Wenn sie morgens auf die Probe kommt, reißt sie als Erstes die Kellerfenster auf, mitten im Winter, die Kollegen fragen: Muss das sein? In ihrem Gesicht hat sie Abdrücke des Sauerstoffschlauchs, an dem sie jede Nacht hängt. Sie sagt, das sei ein Kissenabdruck.

Wie lange noch? Immer drängender wird die Frage. In ihrem Leben ist es schon oft um Transplantation gegangen, sie hat das immer abgeblockt. Jetzt geben ihr die Ärzte noch drei Monate, wenn sie sich nicht auf die Liste für ein Spenderorgan setzen lässt. Sie hat Angst davor, will weitermachen wie bisher, sie hat doch immer alles geschafft mit ihrer Disziplin, ihrem Willen, ihrer Ausdauer. Irgendwann gibt sie nach und bekommt das Telefon ausgehändigt, das nur klingeln wird, wenn es eine Spenderlunge für sie gibt. Maertens klingt zum ersten Mal angespannt, als sie darüber erzählt. Über die letzten Wochen, Tage, Stunden, die letzte Dienstreise zu einem Gastspiel in Berlin, das letzte Essen in ihrem alten Leben, ein Carpaccio. Den Flug nach München, auf dem sie noch die Sanitärerin tröstet, weil die Angst vor dem Fliegen hat. Der Moment, als sie in den OP-Saal gefahren wird, die Augen schließt und denkt: Hoffentlich komme ich zurück.

Miriam Maertens weiß noch, wie es war, im Krankenhaus aufzuwachen. Aus

jedem Körperteil ragen Schläuche, rundherum das Surren und Piepen der Intensivstation, ihr Brustkorb fühlt sich an, als wäre er in ein Korsett gepresst. Ihre Familie steht um sie herum, Maertens will etwas sagen, kann nicht. Jemand gibt ihr Stift und Zettel, sie schafft es, ein »W« zu kritzeln. Alle raten durcheinander, was das bedeuten soll, irgendwann sagt einer: »Wahrheit?« Maertens nickt, sie will wissen, wie es um sie steht. Sie ist jetzt bereit für die Wahrheit.

Im Sport heißt es, wenn jemand nach einer Anstrengung noch alles aus sich herausholt: Man hat die zweite Luft. Die hat jetzt auch Maertens. Sie fühlt sich, als wäre sie lange in einem Gefängnis gewesen, »und auf einmal heißt es: Du darfst raus«. Jeder Schritt, jeder Atemzug ist eine kleine Wiedergeburt. Ihr Körper hat sich verändert, das Gesicht ist weicher, die Stimme tiefer geworden, ihr charakteristisches Bühnenlachen muss sie erst wieder aus sich herausholen. Maertens stellt sich vor, dass die Lunge, der sie ihr Überleben verdankt, einem Mann gehörte, weil sie ziemlich groß ist. Aber sie schiebt solche Gedanken schnell weg, sie machen ihr Angst. Dass ein Teil ihres Körpers von jemandem ist, der sterben musste, »das ist schon gespenstisch«.

Endlich kann sie normal leben, einfach mal tief durchatmen. Auf der Bühne ist plötzlich alles möglich. Sie hat die Luft und die Kraft zu spielen, zu tanzen, zu singen wie alle anderen. Sie bekommt einen Theaterpreis, in einer Inszenierung von Herbert Fritsch klettert sie über meterhohe Wände. Doch sie führt noch immer ein Leben gegen die Wahrscheinlichkeit. Das erste Jahr mit einer transplantierten Lunge überstehen statistisch gesehen achtzig bis neunzig Prozent, nach fünf Jahren lebt nur noch die Hälfte der Transplantationspatienten. Maertens ist im sechsten Jahr, jetzt sollte nichts mehr passieren. »Für andere ist es furchtbar, älter zu werden, für mich sind jedes weitere Jahr und jede Falte, die ich bekomme, ein Strike.«

Jetzt, da alles anders ist, will sie das Gegenteil von dem machen, was sie jahrzehntelang gemacht hat. Sie will ihre Geschichte erzählen, um anderen chronisch Kranken Mut zu machen. Dass man das Wahrscheinliche nicht hinnehmen muss, dass es sich immer lohnt zu kämpfen.

Zürich, eine Juninacht 2017. Maertens kommt aus dem Zürcher Schauspielhaus, gerade stand sie auf der Bühne, in *Homo faber* von Max Frisch. Sie hat eine Frau gespielt, die einem Mann die Nachricht überbringen muss, dass sein Kind tot ist, dazwischen hat sie viel gesungen. Sie wirkt gelöst. Ihre beste Freundin aus Hamburg ist gerade zu Besuch, sie gehen in ein Café mit Terrasse. Die beiden kennen sich, seit sie Kinder sind, Maertens' Freundin ist ebenfalls Schauspielerin, lange haben sie zusammengewohnt. Viele Freundschaften hätten sich seit der Transplantation verändert, sagt Maertens, manche hätten auch darunter gelitten. Maertens hat in ihrem Leben nur wenige Menschen an sich herangelassen, »denn ab dem Moment, wenn es darum ging, mehr als sechs Stunden Zeit mit mir zu verbringen, musste ich ja mein anderes Leben offenbaren«. Doch jetzt haben sich die Rollen umgekehrt. Sie ist nicht mehr die Schwache, Kranke, die Frau mit einem Geheimnis, die beschützt und abgeschirmt werden muss. Sondern die Freundin, die voller Tatendrang ist und nicht stillsitzen kann, wenn sie nicht weiß, was der Plan ist.

Mit ihrer besten Freundin ist sie so vertraut wie früher. Sie reden über ihre Kinder und das Theater, vom Zürichsee weht milde Frühsommerluft herüber. Irgendwann geht es wie in so vielen Gesprächen unter Schauspielern darum, wie die Rolle von Miriam Maertens war. Sehr schön und handwerklich gut, sagt die Freundin, »aber irgendwie hatte ich das Gefühl, das warst nicht du«. – »Was bin schon ich?«, sagt Maertens. Und dann fällt ihr ein, was ihre Ärztin einmal im Scherz zu ihr sagte. »Ohne die Krankheit wärest du vielleicht nur eine hübsche, verwöhnte Person.« Ein seltsamer Satz, den man zu einer chronisch Kranken sagen kann. Aber wahrscheinlich, sagt Miriam Maertens, hatte sie ja recht.



VERENA MAYER

Die Berliner SZ-Korrespondentin sah sich während ihrer Recherche mehrere Dokumentationen über Menschen mit Mukoviszidose an. Miriam Maertens findet diese Filme allesamt furchtbar, weil voyeuristisch oder melodramatisch. Mayer gegenüber ließ Maertens da nur einen deutschen Spielfilm gelten: *Und morgen Mittag bin ich tot*.